

## »Do you need transport?«

Gedankenspiele auf dem Weg zur Jl. Prawirotaman

Michael M. Zwick

»Do you need transport?« Ich erwache aus meiner Benommenheit, die von dem langen Flug herrührt und blicke in ein ebenso fragendes wie erwartungsvolles Gesicht.

Mein Gegenüber mag Mitte zwanzig sein. Das Alter asiatischer Menschen zu schätzen bereitet mir stets Mühe. Seine Gesichtsform ist am besten als rechteckig mit abgerundeten Kanten zu beschreiben. Mandelförmige, leicht schiefstehende und freundlich strahlende Augen. Augen und Mund verbindet jene hierzulande typische, leicht konkav geschwungene Nase. Das breite Lächeln wird von Zähnen eingesäumt, deren Vollsänierung einem deutschen Zahnarzt Herz und Brieftasche höher hüpfen ließe. Die dünne, drahtige Figur steckt in einfachem T-Shirt und langer Baumwollhose, deren ursprüngliche Farbe kaum noch zu erraten ist. Vielleicht war's ja beige. Seine braunen, staubigen Füße stecken in Badelatschen, die schon bald das Zeitliche segnen wird.

Das Ensemble von Person befindet sich halb stehend auf einem jener 50.000 Becaks, die sich hier in den Straßen Yogyakartas tummeln. Bunt bemalt, mit einer Sitzbank, die für zwei Fahrgäste fast zu schmal scheint. Das Leder ist von der Sonne schon stark gegerbt. Es wirkt brüchig und schäbig. Über dieser Pritsche befindet sich ein kleines, zurückklappbares Verdeck. Diese Fahrgastzelle ruht auf einer höchst rostigen Achse, an deren Enden sich dick bereifte Räder befinden, wie ich sie von europäischen Fahrrädern kenne. Die Lager scheinen seit Jahren defekt zu sein, da das Gefährt X-beinig aussieht. Das Hinterrad ist mit einem tadellos gefetteten Zahnkranz versehen, den eine ebenso tadellos gefettete Kette mit einer wackeligen Tretkurbel verbindet. Darüber erhebt sich ein in meinen Augen viel zu hoher Sattel, der das Fahren praktisch nur im Stehen ermöglicht. An einem vergleichsweise massiven Hebelgestänge hängt die Hinterradbremse mit ungewöhnlich klobigen Bremsklötzen

aus schwarzem Gummi beiderseits der Felge. Zur Steigerung der Bremswirkung ist die Felge gut rostig.

Da ich nicht sofort reagiere bekomme ich erneut die Frage »do you need transport?« zu hören. Ich besitze keinen Stadtplan und mutmaße, daß zur Jl. Prawirotaman - dort soll es passable Unterkünfte zu passablen Preisen geben - recht weit ist. Noch bevor ich einen Entschluß fassen kann, wird mir ein »special price - just for you - only 500 Rupiah for one hour« unterbreitet. Der genannte Preis entspricht etwa 45 Pfennigen und ist wirklich so lächerlich niedrig, daß ich mich bedenkenlos auf den Handel einlasse.

Tüchtig handeln solle ich, wurde mir mehrfach seitens erfahrener Asienreisender zuhause eingebleut. Und in der Tat besitze ich schon von Berufs wegen ein rechtes Talent Billiges noch billiger werden zu lassen. Auch mein Travellerhandbuch erweckt gelegentlich den Eindruck, es sei für Leute geschrieben, denen auch das Allerbilligste nie billig genug sein kann. Für sie muß es ein Graus sein, diese ständige Angst, übervorteilt zu werden. Sollen sie doch zu hause bleiben, diese Halsabschneider! Natürlich handle ich auch dann und wann, wenn es um 'größere' Anschaffungen geht. Und ich tue das besonders gerne und hartnäckig in deutschen Landen. Aber was soll das hier? Mein Nettoverdienst liegt um das Hundertzwanzigfache über dem des indonesischen Durchschnittsverdieners und da ist es wohl in Ordnung, daß es drei Preise gibt: Einen für Einheimische, einen für Touristen und einen für Amerikaner. Für den Flug zweitausend Mark hinzublättern, dann aber Urlaub beinahe zum Nulltarif zu erwarten, das finde ich unfair, schäbig.

Ich packe mich mit meinem Rucksack auf die Sitzbank. Meine Gedanken kreisen um ein ruhiges Zimmer, kalte Dusche und ein Abendessen. Ich bin hungrig und müde. Ich erkläre, daß ich in die Jl. Prawirotaman gebracht werden möchte und lehne mich erschöpft zurück. Da mein Fahrer offenkundig kommunikationsfreudig ist, klappt er, noch ehe die Fahrt beginnt, das Verdeck zurück. Die Nachmittagssonne knallt mir auf den Schädel.

Die Fahrt beginnt mit einer scharfen Wendung, dann geht's, gerade eben in Schrittgeschwindigkeit, in Richtung Hauptstraße. Sie ist in eine graue, bleierne Wolke gehüllt. Eine nicht enden wollende Flut von Bussen aller Größen, Lastwagen, Pkw und Fahrrädern zwingt sich über den Asphalt. Die Autos fahren kreuz und quer. Ein totales Chaos. Auch wenn die Straße nur zweispurig ist und dichter Gegenverkehr herrscht - es wird überholt auf Teufel komm raus. Auf der Seite ein paar Fahrräder, dann ein PKW, daneben ein Bemo genannter Kleinbus. Auf der entgegenkommenden Spur ein Bemo, welches gerade von einem großen Bus überholt wird. Der Unfall ist unausweichlich. Das entgegenkommende Bemo wird abgedrängt und landet umgekippt im Graben. Nach und nach krabbeln verstörte Menschen aus Tür und Heckluke. Ernsthaft verletzt ist glücklicherweise niemand. In dieser Stadt werden die

absoluten Grenzen informeller Verkehrsregelung sichtbar. Was auf ersten Blick praktikabel erscheint - Verkehr ohne detailliertes, formales Reglement - erweist sich bei genauem Hinsehen als Illusion und Alptraum. Das Wort 'Seitenabstand' ist hier unbekannt. Fünf Zentimeter beiderseits genügen. In Europa gilt die Norm von einem Meter Mindestabstand von Zweirädern. Wenn es richtig ist, daß dies nicht nur die Verkehrssicherheit erforderlich macht, sondern auch die Aura der Persönlichkeit gebietet, stets einen gewissen Abstand zum Mitmenschen einzuhalten, dann ist dieses Verkehrschaos aus europäisch-ethnozentristischer Sicht eine ständige Attacke auf Persönlichkeit und Individualität. Doch - Ethnozentrismus hin oder her - Unfälle a la Indonesien zeigen eben, daß Verkehr, der mit Abständen im cm-Bereich auszukommen glaubt, eben nichts mit Können sondern nur mit Selbstüberschätzung, Überschätzung der Sicherheitsreserven schrottreifer Fahrzeuge und Wahnsinn zu tun hat. Warum auch sollte das eherne Gesetz der Verkehrsunfälle ausgerechnet in Indonesien nicht gelten? Gibt es doch nur wenige Fahrzeuge, deren Lenkung nicht einen halben Meter Spiel hat. Die Wahrscheinlichkeit eines Unfalls nimmt mit abnehmendem Abstand zweier Verkehrsteilnehmer quadratisch zu. [ $p_{\text{Unfall}} = 1 / (1 + \text{Abstand}^2)$ ]

Die Immission ist gewaltig. Noch nie in meinem Leben habe ich eine derartige Flut zumeist verkehrsunsicherer, allen Schadstoffnormen standhaft trotztender Fahrzeuge gesehen. Ich befinde mich mit dem klapprigen Gefährt inmitten des Wahnsinns. Was kann in dieser bestenfalls mittelgroßen Stadt, die noch nicht einmal das Ausmaß Bremens besitzt, zu einem derart exorbitant hohen Verkehrsaufkommen führen? Mangelnde Rationalität wohl kaum. Denn alle Fahrzeuge sind reichlich mit Waren gefüllt, in Bemos und Busse ist eine kaum glaubliche Menge an Menschen hineingezwängt. Nur die meisten Becaks sind ohne Passagiere. An einem der Bemos erblicke ich den Aufkleber mit der fatalistischen Aufschrift »full pressed bodies« - wie wahr!

Es muß irgendwie an der Mentalität der Menschen liegen, kommt mir in den Sinn. Womöglich verbindet man mit Mobilität Prestige? Eine, auf dieser Annahme gründende Modellrechnung könnte das Verkehrsaufkommen allerdings leicht erklären: Unternehmen 90% der Einwohner Yogyakartas täglich wenigstens acht Fahrten quer durch die Stadt, ergibt sich, grob überschlagen, ein Volumen von rund dreimillionenzweihunderttausend Passagiertransporten. Durchschnittlich zwanzig Insassen je Gefährt macht einhundertsechzigtausend Fahrten täglich. Dazu dieselbe Anzahl Lastentransporte zuzüglich achtundsechzigtausend Touristen die zu je vier Personen täglich vier Fahrten absolvieren - ergibt summa summarum dreihundertachtundsechzigtausend mobile Einsätze. Nicht mitgerechnet sind eine halbe Million Mopedfahrten und jene fünfzigtausend Becaks mit mindestens je zwanzig Fahrten, davon achtzehn zu 'Werbezwecken' und zwei mit Fahrgast, sowie ein potentieller

Fußgänger - ich. Irgendwie macht diese Rechnung Sinn, denn wie anders sollte erklärbar sein, was sich vor meinen Augen abspielt?

»Do you like batik?« eröffnet mein Fahrer, den ich in dem gewaltigen Verkehrslärm kaum verstehen kann, die Konversation. Ich zucke lustlos die Achseln, da mir momentan nach allem Möglichen, nicht jedoch nach Batik zumute ist. In gebrochenem Englisch erzählt er mir, daß er Huong heiße, achtundzwanzig und verheiratet sei, daß er zwei Kinder habe, ein Mädchen und einen Jungen, fünf und sieben Jahre alt und in Yogyakarta - wo auch sonst - lebe. Dann bin ich an der Reihe. Allein um den hiesigen islamischen Normen zu genügen und weiteren tiefgründigen Fragen zu entgehen, bin auch ich verheiratet, habe ebenfalls zwei Kinder - welch Wunder: gleichfalls einen Jungen und ein Mädchen, und bin, wenngleich Christ, so doch tief gläubig. Auf die unvermeidliche Frage nach meinem Beruf antworte ich ebenfalls mit einer Notlüge. Ich wähle den langweiligsten, der mir gerade in den Sinn kommt. Er wird mir jegliche Nachfragen ersparen, da so ziemlich alle Menschen mit ihm in Berührung gekommen sind und die meisten davon gehörig unter ihm gelitten haben dürften: »teacher«. Sein Wortschwall bricht für einige Zeit ab. Ich vermute, daß meine Antwort ihre Intention nicht verfehlt hat.

Während der Fahrt drängt sich mir der Eindruck auf, es gehe im Zickzack, um nicht zuzugewinnen im Kreis, immer in einer Geschwindigkeit, die die eines strammen Fußgängers kaum übersteigt. Vorbei an kleinen, kaum besuchten Moscheen, kleinen Geschäften mit blinden Schaufensterscheiben, jenen Warung genannten, meist mobilen Straßenrestaurants und einer Anzahl halb verschleierter Frauen. Niemals habe ich eine auch nur ansatzweise lachen gesehen.

Die Sonne brennt fürchterlich. Der Teerbelag scheint zu glühen und die Schwaden rußiger Autoabgase tun ein übriges: mir ist schlecht. Ich merke, wie mein Kreislauf langsam in die Knie geht. Die schwankende Fahrt auf dem Becak kann einen seekrank machen. Ich bitte Huong, mich zu einem Restaurant zu bringen. Durst beginnt mich zu quälen. Huong verspricht hoch und heilig, mich an einem Restaurant abzusetzen. Zuvor müsse ich mir jedoch unbedingt Batik ansehen. »Very wonderful. You may see the processing. Very interesting.« Nachdem wir zwei weitere Male abgelenkt sind befinden wir uns in einem ruhigen Viertel. Vor einem sehr noblen Haus mit Marmorfassade hält er an und ruft einen der dort sitzenden Männer, der mich sogleich in Beschlag nimmt und in das Haus führt.

Im Hof hinter großzügig angelegten Ausstellungs- und Verkaufsräumen arbeiten einige ärmlich aussehende Männer und Frauen. Sie stellen Batiken her. Das Ganze geschieht hochgradig arbeitsteilig und unter Arbeitsbedingungen, die jeden unserer fettleibigen, selbstgefälligen Gewerkschaftsfunktionäre noch vor wirkliche Herausforderungen stellen würden. Eine Arbeiterin spinnt Zwirn aus Baumwolle. Ihr Arbeitsgerät ist total anachronistisch. Zu Beginn der Industrialisierung in Europa so

zwischen 1750 und 1850 wurden derartige Geräte in Kattun-Manufakturen eingesetzt. Zu einem späteren Zeitpunkt sollte ich Gelegenheit erhalten, eine Weberei zu besuchen. Dort wird noch heute an mechanischen Webstühlen gearbeitet, wie es sie in Europa vor zweihundert Jahren gab.

Über das Dach der Batikmanufaktur fliegt ein Düsenjet des 20. Jahrhunderts - am Boden herrschen Produktionsbedingungen wie im 18. Jahrhundert. Allein dies zeigt, welches Maß an Ungleichzeitigkeit herrscht, welche Spannungsverhältnisse diese Gesellschaft birgt. Es bedarf keiner besonderen Phantasie, sich auszumalen, daß der moderne Kapitalismus auch hier obsiegen wird. Rationalisierung und Technisierung werden Einzug halten und mit traditionellen Normen, Werten und Bräuchen in Widerstreit geraten. Die ohnehin schon riesigen sozialen Unterschiede werden sich dann weiter vertiefen, zumal das System sozialer Sicherung hierzulande kaum moderner ist als das der Produktionsbedingungen.

Manche der Arbeiter stehen knöcheltief in ekelhaft riechenden Chemikalien, die die gefärbten Stoffe wasch- und kochfest machen sollen. Andere verrichten filigrane Zeichenarbeiten. Sie hocken dabei am Boden oder auf dürftigen Holzpritschen und arbeiten im Dämmerlicht. Ich spreche geradewegs eine der Arbeiterinnen an und frage sie nach ihrem Tageslohn. Mein Begleiter antwortet sofort an ihrer Stelle und erklärt mir, es hänge davon ab, wie viele Stücke sie in ihrem Arbeitsgang täglich fertig stelle. Ich verstehe: Arbeit unter Akkordbedingungen. Der Lohn, fährt er fort, betrage zwischen dreitausend und fünftausend Rp. täglich, also zirka DM 2,70 bis 4,50. Ein Abendessen einfachster Art nebst einem Glas ortsüblicher Limonade kostet am night market etwa tausendfünfhundert Rp. (Machen Sie doch einen Arbeitsbesuch in Indonesien, Herr Gewerkschaftsboß!)

Danach 'interessiere' ich mich für die Verkaufsausstellung. Mein Führer hat bereits ein Exemplar für mich ausgesucht - klar, denn wer sollte meinen Geschmack besser kennen als er? Es ist eine Liebesszene am Strand: Vor einem Sonnenuntergang, für den die gesamte Rotpalette herhalten mußte, unter einer Kokospalme, deren Konturen der Sundown in kräftigem violett zeichnet, steht eng umschlungen das Liebespaar. Die Form der Körper kenne ich von Fantasy-Filmen: Allein die Frau scheint nur aus einer scharfen s-förmigen Biegung, aus überdimensionalen Brüsten und Po zu bestehen. Beide Figuren sind dunkelblau und heben sich nur wenig vom schwarzen Untergrund ab.

Bei dem Gedanken, diesen unsäglichen Schinken im Wohnzimmer hängen zu haben, wird mir vollends schlecht. An die existentielle Beziehungskrise mit Christine darf ich gar nicht denken. Sie verzeiht alles - Geschmacklosigkeit nie. Der Preis liegt bei 65.000 Rp. Da ich etwas ungläubig blicke, wird mir großzügig Rabatt eingeräumt: »40.000 very special price - only for you«. Nun verstehe ich auch, woher die Marmorfassade und die opulente Innenausstattung des Hauses kommt. Da eine

derartige Batik etwa in einem Drittel bis einem halben Arbeitstag herzustellen ist, dürften die Arbeitskosten bei maximal zweitausend Rp. liegen. Dazu vielleicht nochmals dreitausend Rp. Materialkosten macht einen Reingewinn von 8000%! Freundlich grüßend gleichwohl fluchtartig verlasse ich die Manufaktur. Ich habe einen ersten Eindruck gewonnen, wie hierzulande soziale Ungleichheit gemacht wird.

Draußen wartet Huong - immer noch heftig schwitzend von der anstrengenden Fahrt. Da ich keinerlei Orientierung habe, begeben wir uns wieder in seine Obhut und bitte darum, er möge mich zu einer tourist-office bringen.

Huong ist sichtlich enttäuscht, daß ich den Batikladen ohne Jagdbeute verlassen habe. Er schließt eigenem Bekunden zufolge daraus, daß mir die Exponate nicht gefielen. Er will mich überzeugen, zuerst noch einen anderen Batikshop aufzusuchen. Nach einiger Diskussion fällt es mir zunehmend schwerer, mit der ortsüblichen Höflichkeit auf sein Ansinnen zu reagieren.

Die Irrfahrt beginnt von neuem. Nach einigem Zickzack landen wir gegen meinen erklärten Willen vor dem nächsten Batikshop. Ich sage »no batik - tourist-office!« Höflich aber in einem Tonfall, der keinen Widerspruch mehr duldet.

In langen Tiraden erklärt er mir, daß er für jede verkaufte Batik Provision erhalte. Sie entspreche in etwa acht bis zehn Kilogramm Reis. Und ob ich nicht vielleicht an Silber Interesse hätte? »Tourist-office« lautet meine stereotype Antwort.

Zwanzig Minuten später sind wir tatsächlich dort. Ein freundlicher Herr drückt mir auf meine Bitte einen Stadtplan in die Hand und zeichnet den momentanen Standort ein. Bei dem Plan handelt es sich um eine schlechte Fotokopie auf der die ganze 440.000-Einwohner-Stadt Yogyakarta im Format von vielleicht 18 x 18 cm abgebildet ist. Nur wenige Straßen sind eingezeichnet. Kaum eine ist mit einem Straßennamen bezeichnet. Ich will mir noch Richtung und Entfernung der Jl. Prawirotaman angeben lassen, werde jedoch aus seiner wilden Gestikulierung nicht schlau.

Auf die Straße zurückgekehrt stelle ich entmutigt fest: Der Plan bringt überhaupt nichts. Erneut bleibt mir nichts anderes übrig, als mich wieder in die Obhut Huongs zu begeben. Bei meiner Odyssee schweifen meine Gedanken in die abendländische Philosophie ab. Dort gibt es auch eine Theorie des Willens. Doch was zählt das hier? Ich bin es gewohnt, alle meine Angelegenheiten, Ein- und Verkäufe, Verwaltung, was auch immer, autonom und souverän abzuwickeln, habe mir einen eigenen, ganz bestimmten Geschmack und Lebensstil angeeignet, forsche über Armut und Religion, bin gleichzeitig Atheist... Und hier gilt das alles nichts. Die unheimliche Masse an Menschen, ihre alltäglichen und allgegenwärtigen Versuche, durch Verkäufe aller Art oder (unverlangte) Dienstleistungen den Tag ohne groß hungern zu müssen, zu überstehen, lassen solche Individualität, wie sie die postmaterialistischen westlichen Industriegesellschaften kennen, nicht zu. Ein übriges dazu tun die Religionen, die, anders als das Christentum, weder Hölle noch Fegefeuer kennen. So ist denn selbst

der Tod weder eine Drohung noch eine Katastrophe für die Angehörigen. Am Ende wartet das Nirwana oder die Reinkarnation - je nach Variante. Welch ein übermenschlicher Anspruch läßt sich indes für das Individuum ableiten, von einem Messias, der sich alle Schuld der Welt höchstpersönlich auf die Schultern lud und sich dafür hinrichten ließ? Hier ist das anders: Vieles ist 'Kismet' - vielleicht nicht immer angenehm aber der Glaube daran stellt die Menschen davon frei, immer alles eigenverantwortlich und detailgenau planen, entscheiden und verantworten zu müssen.

Als nächstes bringt mich Huong in ein nahe gelegenes Restaurant. Dort stille ich erst mal meinen Durst. Als ich einige Zeit die Speisekarte studiere und mich fast schon für ein Sate Ayam entschieden habe, kommt der Wirt und überzeugt mich dann doch von seinem Mie Goreng »very special and just for you«. Nicht nur der frische, handgemixte Fruchtsaft ist außergewöhnlich lecker. Ich vermute Bananen, Papaya, Wassermelone und Ananas darin. Das Essen ist gleichermaßen scharf wie ausgezeichnet. Als ich den dampfenden, duftenden Teller mit gebratenen Nudeln, kurz angedünsteten Gemüsen und etwas Fleisch vor mir auf dem Tisch sehe, erwachen meine Lebensgeister auf's neue.

Draußen dunkelt es. Es ist gegen achtzehn Uhr. Aus einem Lautsprecher minderer Qualität irgendwo in der Gegend quillt ein krächzender Gesang. Zu ihm gesellen sich in den folgenden Minuten weitere, ebenfalls krächzende Stimmen aus weiteren, allesamt miserablen Lautsprechern. Sie vereinigen sich zu einer einzigen, fürchterlichen und durchdringenden Katzenmusik. Die Muezzins Yogyas preisen Allah um die Wette.

Der Wirt reagiert mit indonesischer Gelassenheit darauf und dreht den Ton des Fernsehers lauter. Die Stimmen der in ein rührseliges Familienmelodram verstrickten Schauspieler übertönen nun die geistlichen Gesänge. Schräg gegenüber erblicke ich ein mittelgroßes Haus dessen Hof mit einer weiß gekalkten Mauer eingesäumt ist. Den Giebel des Hauses ziert eine eher unscheinbare silberne schimmernde Kuppel mit liegendem Halbmond und Stern. Eine Moschee. Ein Minarett kann ich aber ebensowenig entdecken wie eine Lautsprecheranlage. Es kommen auch kaum Leute zum Beten. Gerade drei oder vier Männer sind es, die dem Aufruf des Muezzins folgen und sich zum Abendgebet anschicken. Der Wirt meint, daß es sich hier in Indonesien um eine »sehr liberale Variante des Islam« handle. Ich interpretiere das Verhalten der Leute eher als Desinteresse. Wer Bali kennt und weiß, mit welchem Ernst und Eifer dort den hinduistischen Gottheiten gehuldigt wird, wer sieht, wie der Glaube dort das gesamte Alltagsleben der Menschen wie ein roter Faden durchzieht und mit welchem Stolz die Balinesen von ihrer Kultur und ihrem Glauben sprechen, dem drängt sich diese Interpretation geradezu auf.

Wenig später sollte ich Nick kennenlernen. Er ist gebürtiger Inder, jedoch vor

vierundzwanzig Jahren nach Australien ausgewandert und nun Professor für Ökonometrie an der Universität von Kensington. In den vier Monaten, in denen er Indonesien bereiste um Reiseberichte abzufassen, gelangte auch er zu der Auffassung, daß Indonesien und Islam nicht gerade besonders gut zusammen passen. Zudem kommt, daß der Islam alles andere als die selbst gewählte Religion der ehemals hinduistischen, teilweise auch buddhistischen und animistischen Indonesier ist. Die Lebenskraft und -freude, gepaart mit kultureller und religiöser Identität wie auf Bali, habe ich nirgendwo anders erfahren. Indonesien soll weltweit das Land mit den meisten Moslems sein. Die meisten sind es nur auf dem Papier. Hier in Yogya leben fast 100% Mohammedaner. Auf den Eilanden gibt es noch vereinzelt Hinduisten - vor allem auf Bali - Animisten, Buddhisten und Christen. »Einheit der Vielfalt« heißt denn auch das Losungswort der Regierung. Doch die schöne Fassade trägt. Im Zuge des staatlichen 'Transmigrasi-Projekts' werden Javanesen zu zig- und hunderttausenden auf andere Inseln verteilt. Zum Ausgleich der stark unterschiedlichen Bevölkerungsdichten, wie es heißt. Sicher, die relativ gut ausgebildeten und geschäftstüchtigen Javanesen - hier wie dort die Besserwessis - bringen know-how in die Inselprovinzen, doch tragen sie andererseits zur Zerstörung regionaler kultureller Milieus bei. Alles in allem scheint man in Jakarta doch eher auf (islamische) Einheit denn auf die Erhaltung der Vielfalt zu setzen, wenn man 'Einheit der Vielfalt' sagt.

Da der Wirt ein auskunftsbereiter Mensch ist und zudem leidlich gutes Englisch spricht, bitte ich ihn noch um Auskunft, wo denn die von mir gesuchte Jl. Prawiro-taman sei. Mit wenigen Strichen malt er sie zwischen zwei Hauptstraßen in meinen dürftigen Plan und erklärt mir noch Richtung und Entfernung. In etwa einer halben Stunde werde ich zu fuß dort sein.

In jeder Hinsicht gestärkt und um einige Kompetenzen bereichert verlasse ich das Lokal. Dem Becakfahrer Huong zahle 1000 Rp. für die zwei Stunden Irrfahrt mit Unterbrechungen aus. Seine Enttäuschung steht ihm ins Gesicht geschrieben. Ich schultere meinen Rucksack und mache mich auf. Mit neuer Kraft zum alten Ziel.

Kaum zehn Meter weiter holt mich ein Becak ein. »Do you need transport?«. Ich ahne Schlimmes und überzeuge den Fahrer auf die allerfreundlichste Art, daß ich zu fuß laufen möchte, nichts als einfach gehen. Er läßt nicht locker. Neben mir herfahrend bietet er mir den gewohnten »special price«, doch ich bleibe hart. Daß ich nur laufen will scheint ihn nicht so ohne weiteres zu überzeugen. Kaum habe ich ihn doch endlich abgewimmelt, schon ist der nächste zur Stelle und bietet Transport an. Er hält mich für ein Greenhorn und so sind's diesmal 2\$, die mir gleichsam als Spezialpreis pro Stunde veranschlagt werden. Er muß es unbedingt gesehen haben, daß ich soeben bereits zwei Angebote ausgeschlagen habe. Ich will zu fuß gehen. Dies ist mein ureigenster, fester, unerschütterlicher Wille. »I like to walk« lautet meine Antwort. Und da dies wiederum nicht glaubhaft scheint, wird mir unver-



züglich 1\$ Rabatt eingeräumt. Nichts da! Als nicht mehr weiter reagiere, fährt Mr. Becak teils schweigend, teils neue Angebote unterbreitend neben mir her. Offenbar wartet er geduldig, bis ich unter der Last meines Rucksacks zusammenbreche, um mich dann aufzuspießen und in den nächsten Batikshop zu zerren. Obwohl ich so heftig schwitze, daß mir das Wasser tröpfchenweise von der Nasenspitze auf den Asphalt läuft - nicht um alles in der Welt würde ich mich nochmals einem Becak-Fahrer ausliefern. Eine Irrfahrt genügt.

Der rettende Gedanke schießt mir in den Sinn: Unter Lebensgefahr quere ich die Straße und laufe nun entgegen der Fahrtrichtung. Damit gelingt es mir nicht nur auf Anhieb, meinen Becak-Freund loszuwerden. Von zahlreichen weiteren Ansinnen höre ich nur noch »do you need ...« dann hat der unaufhörliche Verkehrsfluß jene penetranten Kleintransportunternehmer auch schon an mir vorbeigeschwemmt.

Allmählich fällt mir auf, daß ich weit und breit so ziemlich der einzige Fußgänger bin. Zwar stehen einige Menschen vor Häusern oder Geschäften, aber alles andere bewegt sich tatsächlich auf Rädern. Auch Gehsteige gibt es praktisch keine. Bestenfalls mal hier ein Bruchstück mal dort ein Fragment von gerade mal ein paar Metern. Und wenn man nicht aufpaßt, kann man leicht in der Abseitsfalle landen und sich dabei Kopf und Kragen brechen. Manche Gehsteigfragmente enden nämlich abrupt in etwa eineinhalb Meter tiefen Gruben, die meist mit übel riechendem Unrat gefüllt sind - vielleicht, damit man weicher fällt?

An einer großen Kreuzung muß ich die Querstraße passieren. Ausnahmsweise ist sogar eine Fußgängerampel vorhanden. Ob sie einfach nur defekt ist oder aber ihre Gläser vor lauter Ruß völlig lichtundurchlässig geworden sind, vermag ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls geht von der Ampel keine Hilfe aus. Neben mir schiebt ein alter Mann sein kaputtes Rad. Eine weiße Kappe ziert seinen Kopf. In diese hat schon seit langem jener Grauschleier Einzug gehalten, gegen den anzukämpfen unsere gute Klementine ihr ganzes Leben aufgeopfert hat. Er gehört also zu dem erklecklichen Anteil Moslems, die bereits eine Pilgerfahrt nach Mekka unternommen haben. Ein Hadschi - ein 'wohlhabender' Mann dem Ehre gebührt. Einmal im Leben in der heiligen Stadt Mekka gewesen zu sein ist eines der wichtigsten Erlebnisse in der Biographie eines Mohammedaners. Und es ist sehr teuer. Manche sparen ein Leben lang, die meisten schaffen es nie bei diesen Löhnen. Vor Gott heißt es, seien alle Menschen gleich. Merkwürdig nur, daß ich während meines ganzen Aufenthalts niemals eine Hadscha, eine nach Mekka gepilgerte Frau zu Gesicht bekomme. Auch sie wäre an ihrer Kopfbedeckung als solche zu erkennen. Ungleichheit ist kein Zufall. Sie hat hier wie andernorts System. Sie beschränkt sich auch nicht auf's Soziale: Selbst vor Gott, so scheint es, gibt es Gleichere und weniger Gleiche.

In des Hadschis Schatten quere ich unter Lebensgefahr die Straße. Einige der Fahrzeuge beschreiben einen Bogen um vor oder hinter uns vorbei zu fahren, andere

halten an. Im Vorübergehen bemerke ich bei einem stehenden Bemo, daß die Bereifung völlig ohne Profil ist. Ein etwa acht cm langer Riß schmückt das rechte Vorderrad, das in der Draufsicht mehr einem Ikosaeder denn einem Kreis gleicht. Die Insassen sehen bleich aus. Sie werden geradewegs durch die Gegend geschlingert. Das ohnehin übliche Hupkonzert schwillt protestierend an und scheint sich angesichts unserer dreisten Aktion noch zu vervielfachen.

Merken die Leute eigentlich gar nichts? Der unerträgliche Lärm, das Verkehrschaos, der gigantische Smog? Das Wort Streß scheint hier unbekannt zu sein. Und ich möchte wetten, daß sich ein gerüttelt Maß an Streß hinter der Fassade asiatischer Contenance verbirgt. Nicht ganz ohne Grund liegt die Lebenserwartung hierzulande mehr als zwanzig Jahre unter der in Deutschland.

Eine Frau mit gebatikten Taschen versucht alles erdenkliche, mir eine davon anzudrehen. Bei genauem Hinsehen dürfte sie unschwer feststellen, daß ich kaum in der Lage wäre, ein weiteres Gepäckstück zu tragen. Auf meinem Weg in die Jl. Prawirotaman werden mir weitere drei Male Taschen, en passant mehrere Becak-Transporte, sowie zwei Blasrohre nebst Munition für vier Wochen angeboten »guaranteed original from New Guinea. A very single piece«. Ich muß an Carsten denken. So ein Blasrohr wär' genau das Richtige für ihn. Arbeitet er doch bei der Bundeswehr. Im Zuge der überfälligen Abrüstung wäre die Umstellung auf Blasrohre ein preiswerter Schritt in die richtige Richtung. Leider bemerke ich, daß der Blasrohrverkäufer mehr als ein Dutzend weitere 'einmalige Einzelstücke' in seinem Packsack zum Verkauf an Leichtgläubige bereit hält und so setze ich meinen Weg fort.

Mehrfach werde ich von freundlichen Leuten angesprochen »where do you come from?« oder »where do you going?«. Zunächst gebe ich wahrheitsgemäße, freundliche Auskünfte, auf Dauer nerven diese durchaus nett gemeinten Einladungen zum Smalltalk doch ganz schön. Meine Antworten werden kürzer: »I just walk around«. Ganz glaubhaft ist das freilich nicht, bei meinem Gepäck, aber was soll's. Schließlich kapituliere ich. »Where do you come from?« beantworte ich mit einer nach hinten gerichteten Handbewegung, »where do you going?« mit einer entsprechenden Handbewegung in Laufrichtung. Ich habe Soziologie, Politik und ein wenig Philosophie studiert und vertiefe mich allzugerne in anregende Gespräche. Hier wollen alle nur ein paar unverbindliche Worte hören, ihre Neugierde befriedigen wie bei tausenden anderer Touristen auch, oder einfach irgendwas verkaufen.

Die Leute sind auch absolut arm. Von den Reichen des Landes haben sie nicht viel zu erwarten. Bestenfalls ausbeuterische Arbeitsbedingungen zu Hungerlöhnen. Die Kaufkraft der wohlhabenden Inländer kommt dem Heer armer Straßenhändler nicht zugute. Bleibt der Individualtourist. Seine Kaufkraft, seine Bedürfnisse und seine Geduld müssen für grenzenlos gehalten werden. Dem Grenznutzengesetz wird

einfach abgeschworen: Warum sollte ich - angenommen ich hätte schon drei wirklich einmalige Blasrohre nebst Munition gekauft - nicht um alles in der Welt nicht noch ein viertes, einmaliges Exemplar gebrauchen können? In mir steigt das Bedürfnis hoch, gar nichts mehr kaufen zu wollen. Nicht um des Geldes willen. Meist sind es ja nur geringe Beträge um die es geht. Ich kann und will den Plünnen, der doch so einladend aufgemacht ist, nicht kiloweise mit mir herumschleppen. Und ich will mich vor allem dem Kaufakt entziehen. Vorläufig wenigstens.

Als Subjekt zeichne ich auch für die Armut hierzulande nicht verantwortlich. Das Faß ist ohne jeden Boden. Das jährliche Bevölkerungswachstum von rund dreieinhalb Prozent bringt eine Verdoppelung der Bevölkerung alle 20 Jahre und liegt um einiges höher als das Wirtschaftswachstum. Ein Teufelskreislauf: Von den schmalen Löhnen läßt sich kein tragfähiges Sozialversicherungssystem aufbauen. Überhaupt können nur von etwa einem Zehntel der Bevölkerung Steuern eingetrieben werden. Und der Staat ist spätestens seit dem Fall der Ölpreise bankrott. Also übernehmen die Nachkommen die sozialen Pflichten. Gleichzeitig muß der verfügbare Lebensunterhalt auf mehr Personen verteilt werden. Und Arbeitslosigkeit gibt es schon jetzt genug. Das Bildungsniveau steigt an doch zweifle ich sehr daran, ob es auch genügend qualifizierte Arbeitsplätze für diese Menschen geben wird. Vermutlich wird sich auch in diesem Land die nachwachsende, vergleichsweise hoch gebildete Generation nicht mit jedweden Arbeits- und Lebensbedingungen zufrieden geben. So dreht sich denn die Armutsspirale aus Bevölkerungsexplosion, Arbeitslosigkeit, Niedrigeinkommen und fehlender Sozialversicherung weiter. Flankiert wird dieses System der Armut von Religionen, deren Kredo, wie fast überall auf der Welt »mehret euch!« heißt.

Meine Schultern sind zu schmal, dies zu ändern. Einem blinden Bettler an der Ecke stecke ich zehntausend Rp. zu: zu viel, um innerhalb der nächsten Woche zu sterben, zu wenig, um an seiner Situation grundlegendes zu verändern. Becak-Fahrer, Taschen- und Sonstwas-Verkäufer wimmle ich höflich aber bestimmt ab. In Asien, scheint's mir, bist Du nie wirklich allein. Immer ist irgendwer da und will was: ein paar Worte, fotografiert zu werden, dich zu fotografieren, meistens aber irgendeinen Deal zu machen. Jemanden nach dem Weg zu fragen ist beinahe gleichbedeutend damit, sich einen 'guide' zu verdingen. Doch zum Glück: An der Ecke hängt ein unscheinbares und rostiges Schild mit der Aufschrift »Jl. Prawirotaman«.